

Peter Ruben

## Zum Verhältnis von Sprache und Inhalt der marxistisch-leninistischen Philosophie\*<sup>1</sup>

In seinen „Bemerkungen zur Sprache der marxistischen Philosophie“ kommt D. Menzel zu dem Resümee, daß ich „eine Konzeption einer philosophischen Sprache“ entwerfe, „die der wissenschaftlichen Aufgabenstellung der marxistisch-leninistischen Philosophie kaum gerecht“ (S. 1235) werde. Er begründet diese recht weittragende und – wie zu zeigen sein wird – ziemlich voreilige Einschätzung insbesondere unter Anführung und Diskussion meiner Behauptung, daß das „konkrete Denken“ nicht „exakt“ werden könne. Ich nehme sein Urteil zum Anlaß, um am Beispiel des Begriffs der Ware, wie er von Marx gebildet worden ist, zu demonstrieren, wie in bezug auf die sprachliche Darstellung der Kern meiner Auffassung erscheint.

D. Menzel bin ich zu Dank verpflichtet, insofern seine Kritik auf problematische Seiten meines Versuchs aufmerksam macht, die sicher in der von ihm kritisierten Darstellung ungenügend ausgeführt worden sind. Ich hoffe, mit den folgenden Ausführungen zugleich wichtige, von D. Menzel hervorgehobene Probleme so erläutern zu können, daß sich die gewiß gemeinsame Diskussionsbasis erweitern kann.

Zunächst muß betont werden, daß die Auffassung von der „Existenz zweier grundlegender Denkweisen“ (Ebenda) keineswegs meine Erfindung ist. D. Menzel bemerkt sehr richtig: „Es geht in gewisser Form um die bereits von Kant aufgeworfene Frage, ob es ein nichtdiskursives Denken geben könne.“ (S. 1240) Ich vermisse allerdings den Hinweis auf die von Kant gegebene Antwort. Sie lautet nämlich: „... daß

---

\* Antwort auf den Artikel von D. Menzel: Bemerkungen zur Sprache der marxistischen Philosophie. In: DZfPh. Heft 10/1967. Alle nicht näher bezeichneten Seitenangaben im Text beziehen sich auf diesen Artikel. Der Artikel von Menzel ist eine Antwort auf meinen Beitrag: Zum Verhältnis von Philosophie und Mathematik, Dialektik und Logik – dargestellt am Widerspruch. In: DZfPh. Sonderheft 1966, S. 167-188. (Dieser Beitrag wurde der Redaktion unter dem Titel ‚Bemerkungen zum Begriff des dialektischen Widerspruchs‘ eingereicht. – Anm. des Autors für diese Edition.)

<sup>1</sup> Erstveröffentlichung in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. 16 (1968) Heft 8, S. 968-984. Wir danken Oliver Schlaudt für die Digitalisierung des Textes (Anmerkung der Herausgeber).

Meßkunst und Philosophie zwei ganz verschiedene Dinge seien, ob sie sich zwar in der Naturwissenschaft einander die Hand bieten, mithin das Verfahren des einen niemals von dem andern nachgeahmt werden könne“.<sup>2</sup> Es ist ein nur sehr kurzer Blick in die Geschichte der Philosophie nötig, um sofort das respektable Alter jener Konzeption zu erkennen, von der D. Menzel meint, daß sie mein Entwurf sei. Mindestens mit dem Auftreten des Parmenides gegen Heraklit ist der Gegensatz des Leitsatzes „alles fließt“, der die Einheit des Seienden und Nichtseienden einschließt, zum Leitsatz „nur das Seiende gibt es“ der das Nichtseiende ausschließt, eine geschichtliche Tatsache. Und spätestens seit dem Auftreten des Nikolaus von Kues gibt es auch ein Bewußtsein dieser Tatsache, folglich eine Konzeption, sie zu erklären. Sie führt über Leibniz, die klassische deutsche Philosophie bis zu den Klassikern des Marxismus-Leninismus.

Bei Marx findet sich folgende Überlegung: „Die klassische Ökonomie sucht die verschiedenen fixen und einander fremden Formen des Reichtums durch Analyse auf ihre innre Einheit zurückzuführen ... sie will den innren Zusammenhang im Unterschied von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen begreifen. Sie reduziert daher ... Die klassische Ökonomie widerspricht sich gelegentlich in dieser Analyse ... Dies geht aber aus ihrer analytischen Methode, womit die Kritik und das Begreifen anfangen muß, notwendig hervor. Sie hat nicht das Interesse, die verschiedenen Formen genetisch zu entwickeln, sondern durch Analyse auf ihre Einheit zurückzuführen, weil sie von ihnen als gegebenen Voraussetzungen ausgeht. Die Analyse aber die notwendige Voraussetzung der genetischen Darstellung, des Begreifens des wirklichen Gestaltungsprozesses in seinen verschiedenen Phasen.“<sup>3</sup>

Was nun meinen Versuch der Beteiligung an der Weiterentwicklung dieser Konzeption anlangt, so besteht er in der sehr bescheidenen Annahme, daß die von Marx „analytisch“ genannte Methode identisch mit derjenigen ist, die man heute „logische Analyse“ nennt, daß weiterhin die von Marx „genetisch“ genannte Darstellung identisch mit derjenigen ist, die wir auch „dialektische Darstellung“ nennen. Die von D. Menzel kritisierte Auffassung ist nichts anderes als der Versuch, die von Marx festgestellte gegenseitige Bedingtheit der „analytischen“ und „genetischen“ Methode als konkrete Einheit von Logik und Dialektik auszusprechen. Dabei wird von der heute recht

---

<sup>2</sup> I. Kant: Kritik der reinen Vernunft. o. O. o. J. (Reclam) S. 757

<sup>3</sup> K. Marx/F. Engels: Werke Bd. 26.3. Berlin 1968. S 490 f.

weitgehend akzeptierten Einsicht Gebrauch gemacht, daß die Logik eine mathematische Disziplin ist und die Dialektik die Methode der Philosophie. In diesem Sinne ist die konkrete Einheit von Logik und Dialektik zugleich Ausdruck der gegenseitigen Bedingtheit von Mathematik und Philosophie. Es handelt sich mitnichten darum, daß ich zwei Denkweisen entwerfe, um daraus „die Aufgaben und Methoden der Philosophie einerseits und der Logik und Mathematik andererseits sowie das Verhältnis beider zueinander abzuleiten“ (S. 1236). Vielmehr meine ich in der Philosophie einerseits und der Mathematik andererseits jene zwei Denkweisen *praktisch vorzufinden*. Es handelt sich dann darum, diesen praktischen Umstand zu erklären.

D. Menzel erleichtert sich seine Kritik nun genau dadurch, daß er eben das „Verhältnis von Mathematik und Philosophie ... nicht zur Diskussion“ (Ebenda) stellt. Statt dessen fordert er, „in der Sprache der Philosophie die logischen und semiotischen Normen einzuhalten und auf eine klare und exakte Sprachführung zu achten“ (S. 1241). Genau um diese Forderung geht es in der Diskussion. Falls ich D. Menzel richtig verstanden habe, so vertritt er die These, daß die logischen Normen für jeden beliebigen sprachlichen Ausdruck relevant seien, daß ihre „Verbindlichkeit“ „nicht abhängig gemacht werden“ könne „vom Grad der faktischen Verwirklichung dieser Normen“ (S. 238). Indem er auf die Diskussion des Verhältnisses von Mathematik und Philosophie verzichtet, verwandelt sich D. Menzel unversehens in einen Anwalt, der die logischen Normen verteidigt aber nicht untersucht, der sie proklamiert, aber nicht kritisiert, der sie akzeptiert, aber keine rationalen Gründe der Annahme erklärt. Der Hinweis auf die Unverständlichkeit einer Sprache, die nicht den logischen Normen unterworfen ist, kann doch wohl nicht ernsthaft gemeint sein. D. Menzel müßte dann auch konsequent die Schriften Hegels aus dem Studienbetrieb verbannen. Denn die in ihnen auftretenden Aussagen sind in der Regel nachweislich nicht gemäß logischer Normen formuliert. Für nicht wenige Aussagen der Klassiker des Marxismus-Leninismus gilt, wie G. Stiehler ganz zutreffend feststellt<sup>4</sup>, dasselbe. Als Beispiel möge D. Menzel etwa folgenden Satz von Marx bedenken, den dieser in bezug auf Luther formuliert hat: „Er hat die Pfaffen in Laien verwandelt weil er die Laien in Pfaffen verwandelt hat.“<sup>5</sup> Der Sinn dieses Satzes ist mit der logischen Analyse nicht zu

---

<sup>4</sup> G. Stiehler: Der dialektische Widerspruch. Berlin 1966, S 77

<sup>5</sup> K. Marx/F. Engels: Werke. Bd 1. Berlin 1956. S 386

entschlüsseln. Ist er des halb eine „schöne Wortverbindung“ oder Ausdruck „belletristischen“ Philosophierens? Ganz im Gegenteil drückt er den Kern der positiven Leistung der deutschen frühbürgerlichen Revolution aus. Und Marx formuliert im Anschluß an die Beurteilung Luthers die spezifisch deutsche Leistung für die sozialistische Revolution: „... so wird die philosophische Verwandlung der pfäffischen Deutschen in Menschen das *Volk* emanzipieren.“<sup>6</sup>

Wenn man auf die Verständlichkeit einer Sprache unter dem Gesichtspunkt der Einhaltung der logischen Normen rekurriert, so bedeutet „Verständlichkeit“ bereits etwas sehr Spezifisches, nämlich die Austauschbarkeit, die Transformierbarkeit schon *bestehender* Bedeutungen. Etwas „verstehen“ heißt aber nicht nur, eine gegebene Bedeutung in einem Kommunikationsakt anzueignen (wie Waren im Tauschakt), sondern vor allem auch, die entsprechende Bedeutung zu *erzeugen*. Und das wieder bedeutet die Regeln der Verwendung sprachlicher Ausdrücke entweder erst zu bilden oder schon gebildete zu erlernen. Die Verständlichkeit ist also abhängig von der Erlernbarkeit. Wer die Verwendung etwa der logischen Funktoren nicht gelernt hat, wird trotz aller Einhaltung der logischen Normen nicht einen einzigen Text aus der Theorie der Logik verstehen. Warum aber verlangt man in bezug auf die Dialektik und Philosophie, daß die Normen ihrer Ausdrucksweise sozusagen mühelos vorfindlich sein sollen? Wer etwa hier von „schönen Wortverbindungen“, von „belletristischer Darstellung“ u. ä. redet, erklärt nur, daß er die Normen dialektischen Ausdrucks von Bedeutungen noch nicht erkannt und erlernt hat.

Wenn aber darüber hinaus die logischen Normen als absolute Verbindlichkeiten für jedes vernünftige Reden und Formulieren sprachlicher Texte behauptet werden, dies scheint jedenfalls die Meinung von D.Menzel zu sein, so ist das eine Auffassung, die ich nicht teile. Es sei an dieser Stelle die Frage gestattet, welche logischen Normen D. Menzel denn eigentlich im Auge hat, die der klassischen (axiomatischen) oder die der operativen (konstruktiven) Logik? Bekanntlich gibt es ja *die* Logik überhaupt nicht, sondern mindestens zwei grundsätzlich verschiedene logische Theorien, die sich u. a. in der Annahme oder Ablehnung des „tertium non datur“ für Aussagen über unendlich viele Gegenstände unterscheiden. Nach welchen logischen Normen ist es denn berechtigt, davon zu sprechen, daß Aussagen entweder wahr oder falsch oder vielmehr

---

<sup>6</sup> Ebenda

sinnvoll in einem Dialog seien? Wenn – wie D. Menzel behauptet – die Verbindlichkeit der logischen Normen nicht aus der faktischen Verwirklichung einer Sprache zu erklären ist, welchen Grund haben sie dann? Handelt es sich etwa um „an sich existierende“ Verbindlichkeiten? Eben dadurch, daß D. Menzel auf die Diskussion des Zusammenhangs von Mathematik und Philosophie verzichtet, trennt er die logischen Normen von ihrer wirklichen Existenzweise, verwandelt sie in „an sich“ bestehende Verbindlichkeiten. Aber eine Sprache ist zunächst und vor allem Instrument zur Darstellung bestimmter Bedeutungen. Man kann daher die Normen einer Sprache nicht unabhängig von dem Inhalt proklamieren, den sie auszudrücken hat.

D. Menzel liest aus meinem Beitrag heraus, daß ich „die Forderung nach Vermeidung logischer Widersprüche fallenlassen und auf die Kritik auftretender Widersprüche verzichten“ (S. 1238) will. Dies ist das alte und, mit Verlaub zu sagen, hausbackene Argument im Namen der Logik gegen die Dialektik, das u. a. auch K. R. Popper verwendet: „Nachdem die Dialektiker ... richtig festgestellt haben, daß Widersprüche die Triebkräfte jedweden Fortschritts des Denkens sind, schließen sie – fälschlicherweise ... daß keine Notwendigkeit zur Vermeidung dieser fruchtbaren Widersprüche besteht. Und sie behaupten sogar, daß Widersprüche nicht vermieden werden können, da sie überall in der Welt auftreten. Eine derartige Behauptung läuft auf einen Angriff gegen das sogenannte ‚Gesetz vom Widerspruch‘ der traditionellen Logik hinaus ...“<sup>7</sup> Mit dieser Deutung folgt Popper den Fußstapfen des Angriffs gegen die klassische deutsche Philosophie, wie er bereits von Brentano und Trendelenburg inauguriert worden ist. Das Argument D. Menzels hat also eine sozusagen ehrwürdige Tradition.

Gegen jene Tradition wendet sich allerdings meine Darstellung. Bezüglich des Widerspruchssatzes und -problems meine ich, daß man sich statt auf die genannten Ritter der Attacke gegen die Dialektik doch besser auf Marx orientieren sollte, der folgendes sagt: „Daß das Paradoxon der Wirklichkeit sich auch in Sprachparadoxen ausdrückt die dem common sense widersprechen, dem what vulgarians mean and believe to talk of, versteht sich von selbst.“<sup>8</sup> Jener gebetsmühlenartig immer wiederholte Satz, daß aus der Annahme eines Widerspruchs alles Beliebige gefolgert werden könne, ist

---

<sup>7</sup> K. R. Popper In: Logik der Sozialwissenschaften. Köln/Berlin 1966 S. 266

<sup>8</sup> K. Marx/F. Engels: Werke. Bd 26.3. S. 134

kein ernsthaftes Argument für die Begründung des Absolutheitsanspruches der logischen Normen, weil er überhaupt erst unter ihrer *Voraussetzung* einen Sinn hat. Effektiv bezieht er sich allein und ausschließlich auf solche Sätze, die bereits semiotisch eindeutig formuliert sind. Und das ist genau dann der Fall, wenn nach den logischen Normen Bedeutung bestimmt worden ist. Der logische Beweis jenes Satzes aber ist nur zu führen, wenn der logische Widerspruchssatz schon akzeptiert ist; statt ihn zu begründen, setzt er ihn also voraus!

D. Menzel wendet sich gegen die These, daß philosophisches Denken prinzipiell nicht „exakt“ werden könne. Ich hatte den Ausdruck „exakt“ in jener „üblichen“ Auffassung verwendet (aber leider nicht expliziert), die sich etwa darin zeigt, daß man von den „exakten“ Wissenschaften spricht und die *mathematisierten* meint. Die damit für den Ausdruck „exakt“ verwendete Bedeutungsregel lautete also: man darf von „exakt“ zu „mathematisiert“ übergehen. Diese Bedeutungsbestimmung war in meinem Beitrag auch dadurch deutlich, daß ich die These von der Mathematisierbarkeit der Philosophie oder wenigstens ihrer systematischen Probleme leugnete. Da D. Menzel jedoch ausdrücklich davon absieht, das Verhältnis von Mathematik und Philosophie zu diskutieren, hängt in seiner Kritik der Ausdruck „exakt“ nun gewissermaßen schwerefrei im Raum und kann alles Mögliche bedeuten. Dadurch gerät der Streit um die „Exaktheit“ der Philosophie in die bedenkliche Nähe eines reinen Wortstreits wozu ich keinerlei Bedürfnis verspüre. Ich bin natürlich bereit, jeden Vorschlag zu akzeptieren, der den Ausdruck „exakt“ bestimmt. Dabei kann dann auch zustande kommen, daß ich der Auffassung, die Philosophie gebe „exakte“ Bedeutungsbestimmungen, sofort zustimmen werde. Im folgenden werde ich anstelle des Ausdrucks „exakt“ den Ausdruck „eindeutig“ verwenden, so daß meine Behauptung lautet: die Philosophie kann ihre Aussagen nicht in einer „eindeutigen“ Sprache darstellen (womit jedoch noch keineswegs behauptet wird, daß die Philosophie eine „vieldeutige“ Sprache verwende)!

Der Ausdruck „eindeutig“ soll wie folgt verstanden werden: 1. Er kann nur sprachlichen Objekten zu- oder abgesprochen werden. 2. Sprachliche Objekte sind genau dann „eindeutig“, wenn sie in beliebigen Kontexten stets dieselbe Bedeutung ausdrücken, also durcheinander ersetzbar (austauschbar) sind. Damit bilden die gleichbedeutenden Ausdrücke eine Abstraktionsklasse, die ihrerseits durch ein neues Zeichen (ein „Symbol“) repräsentierbar ist. Eindeutige sprachliche Objekte sind mithin

kontextinvariant und durch ein Symbol darstellbar. Indem sie ein geordnetes System bilden können (vermittelt durch eine induktive Ausdrucksdefinition), machen sie eine eindeutige oder formalisierte oder symbolische Sprache aus. Sie kann als Mittel der eindeutigen Bestimmung gewisser Zusammenhänge in irgendwelchen Gegenstandsbereichen verwendet werden, indem man in einer Interpretation die Gegenstandsvariablen der symbolischen Sprache auf die Gegenstände des Bereichs, die Prädikatvariablen auf dessen Eigenschaften und Beziehungen abbildet. Dabei ist vorauszusetzen, daß die Gegenstände und Beziehungen des Bereichs schon in einer eindeutigen sprachlichen Formulierung gegeben sind (wodurch sie zu logisch identischen Objekten werden). Sie müssen also bereits in einer Form vorliegen, die sich grundsätzlich (d. h. qualitativ) von derjenigen unterscheidet, in der sie uns sinnlich entgegentreten. Im anderen Falle könnte gar nicht *abgebildet*, d. h. keine *Zuordnung* der Variablen zu den Gegenständen und Beziehungen ausgeführt werden. Man kann nur *logisch identische* Objekte einander zuordnen!

D. Menzel wird sicher, zustimmen, daß die natürliche Sprache im genannten Sinne keine eindeutige Sprache ist. Überdies ist sofort einsichtig, daß die von ihm vorgebrachte kontextuelle Bedeutungspräzisierung in gar keinem Falle zu eindeutigen Bedeutungen führt; sie ist ja eben kontextabhängig und nicht kontextinvariant. Ich bestreite nicht, daß die kontextuelle Bedeutungspräzisierung „eine wirksame Gegentendenz“ (S. 1238) bezüglich der Bedeutungsunbestimmtheit in der natürlichen Sprache ist. Aber ich bestreite, daß sie diese Unbestimmtheit effektiv aufhebt. Eine Tendenz schafft Möglichkeiten, jedoch nicht Wirklichkeiten. Ich sehe nicht, wie Eindeutigkeit mittels kontextabhängiger Bedeutungspräzisierung erlangt werden könnte. Es sei denn, man versteht unter „Eindeutigkeit“ etwas anderes als Ersetzbarkeit bezüglich der Gleichbedeutung, etwas anderes als Kontextinvarianz. Wie eine derartige „Eindeutigkeit“ anzugeben sei, ist mir unklar. Solange man jedenfalls Eindeutigkeit im Sinne von Kontextinvarianz versteht, ist klar, daß die kontextuelle Bedeutungspräzisierung eine mehr oder weniger gute Approximation an eine mögliche eindeutige Bedeutung darstellt, jedoch nicht die Methode ihrer effektiven Realisation.

D. Menzel sieht in meiner Konzeption „eine Vereinseitigung und unzulässige Empirisierung der Aufgaben und der Methodik der Philosophie“ (S. 1239). Diese für mich höchst erstaunliche und überraschende Rezeption führe ich darauf zurück, daß er

meinen Hinweis auf die Kritik K. Schröters an der herkömmlichen Verwendung des Ausdrucks „Abstraktion“ insbesondere durch Philosophen nicht erfaßt hat. (Das ist übrigens ein schönes Beispiel für die tatsächlichen Fähigkeiten der kontextuellen Bedeutungspräzisierung!) Mit jenem Hinweis war nämlich zugleich angedeutet, was ich in meinem Beitrag unter „Abstraktion“ verstehe. D. Menzel aber setzt voraus, „daß Ruben den Begriff Abstraktion so auffaßt, wie es heute im philosophischen Sprachgebrauch üblich ist“ (S. 1237). Aber wie ist es denn „üblich“, jenen Begriff aufzufassen? Nicht einmal kontextuell präzisiert D. Menzel „Abstraktion“. A. Kosing und D. Wittich, die „eine mystische ‚Schau des Ganzen‘ ... eine nur Auserwählten zugängliche ‚Wesensschau‘ oder andere irrationale Vorgänge“ in meiner Darstellung zu vermuten scheinen, behaupten von der Philosophie, daß „sie sich des abstrahierenden und verallgemeinernden Denkens bedienen, die Methode der Abstraktion anwenden“<sup>9</sup> müsse. Aber ihr Streiten für das „exakte“ Denken endet an der Schwelle einer exakten Bestimmung des Begriffs „Abstraktion“. Was nützt die Behauptung, daß man abstrahieren müsse, wenn man nicht sagt, was denn da zu tun sei? In meinem Beitrag wird jedenfalls unter „Abstraktion“ eine fundamentale logische Operation verstanden, die nur unter Voraussetzung der Existenz von Äquivalenzrelationen ausführbar ist. Unter Annahme dieses Abstraktionsbegriffs ist meine Konzeption ja erst entstanden. Wenn man sie daher unter Vorgabe eines in keinem Falle explizierten Abstraktionsbegriffs kritisiert, so ist sehr schwer einzusehen, wogegen sich eigentlich der Angriff richtet.

Jene von D. Menzel angeführte „übliche“ Verwendung des Begriffs der Abstraktion scheint mir darin zu liegen, daß man das Abstrahieren als Verallgemeinern versteht, wobei von unwesentlichen Merkmalen „abgesehen“ werde. Natürlich muß jemandem, der Abstraktion und Verallgemeinerung identisch setzt, meine Darstellung als „unzulässige Empirisierung“ erscheinen, weil er sich das Allgemeine offensichtlich nur als *abstraktes* vorstellen kann. Aber mindestens seit Hegel ist der Ausdruck „konkret Allgemeines“ gebräuchlich. Und diejenige Denkweise, welche zu ihm führt, habe ich „Konkretion“ genannt (im bewußten Gegensatz zur Abstraktion), übrigens ein Terminus, der ebenfalls nicht von mir erfunden worden ist, sondern bereits bei Hegel nachgewiesen werden kann. Ist aber das Allgemeine nicht nur abstrakt, sondern auch konkret

---

<sup>9</sup> A. Kosing/D. Wittich: Über den Gegenstand der marxistischen Erkenntnistheorie. In: DZfPh. Heft 12/1967 S. 1410.

sprachlich gegenständlich zu machen, so kann doch im Ernst von einer „unzulässigen Empirisierung“ gar keine Rede sein. Man muß jene „unzulässige“ Identifikation von „konkret“ und „empirisch“ über Bord werfen, wenn man das „Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten“ sinnvoll auf fassen will. In diesem Zusammenhang stimme ich völlig der von R. Thiel formulierten Kritik an der Identifikation des Sinnlichen und Konkreten<sup>10</sup> zu, wenngleich mir seine Explikation von „abstrakt“ und „konkret“ sehr ungenau zu sein scheint. Ich kann ihm daher auch nicht zustimmen, wenn er sagt: „Das mathematische Gesetz eines realen Sachverhalts ist daher im strengen Sinne konkret.“<sup>11</sup> Auch R. Thiel neigt zu der Vorstellung, daß das Abstrahieren nur bedeute, „das Unwesentliche ... im Bewußtsein“ abzustreifen. Unter Voraussetzung einer derartig unbestimmten Vorstellung über die Natur der Abstraktion bleibt ihr Resultat, nämlich die Existenz eindeutig bestimmter Ausdrücke, ein reines Wunder. Man kann ja gar nicht angeben, von welchen Merkmalen insgesamt „abgesehen“ werde, um schließlich zur Eindeutigkeit zu gelangen. Es sind immer nur endlich viele aufzählbar, womit die Sache nach wie vor unbestimmt bleibt, d.h. unerschöpflich viele Merkmale übrigbleiben.

D. Menzel meint, daß ich „die natürliche Sprache“ in einer Weise darstelle, „in der sie für philosophische Zwecke – wie auch für die Zwecke anderer Wissenschaften – weitgehend unbrauchbar wäre“ (S. 1236). Die von ihm angeführten Argumente dafür, daß meine Darstellung an der tatsächlichen Natur der Umgangssprache vorbeiredet (1. Existenz „abstrakter“ Begriffe, 2. Existenz der kontextuellen Bedeutungspräzisierung, 3. Verbindlichkeit der logischen Normen), sind bereits diskutiert worden. Um nun zu zeigen, von welcher Art meine Vorstellungen über die Natur der Umgangssprache und über den Zusammenhang von Abstraktion und Konkretion sind, sei das Beispiel des Begriffs der Ware demonstriert.

### 1. Begriffsbildung durch Hinweis

Die elementare Begriffsbildung in der Umgangssprache, die man auch häufig „Definition durch Hinweis“ nennt, wird so ausgeführt, daß in wiederholten Zeige- und Sprachhandlungen verschiedene Gegenstände aufgewiesen werden, an denen jedesmal

---

<sup>10</sup> R. Thiel: Quantität oder Begriff. Berlin 1967, S. 43.

<sup>11</sup> Ebenda: S. 45.

ein und dasselbe Merkmal gemeint und durch einen „Prädikator“<sup>12</sup> ausgedrückt wird. Diesen Vorgang kann man sehr zutreffend eine „exemplarische Einführung von Prädikatoren“ nennen. Gleichbedeutende Prädikatoren stellen dabei denselben Begriff dar. Hervorzuheben ist, daß erstens stets ein „Rahmen“ für die Einübung der Prädikatoren vorliegt, d.h. eine *bestimmte* objektiv-reale *Umwelt* (man kann gewöhnlich nicht auf einer Bergesspitze sitzend einen Gegenstand zeigen und „Fisch“ sagen), daß zweitens diese Einübung fundamental ein *sozialer Vorgang* ist: es wird stets für andere gezeigt und prädiziert. Durch ihre soziale Natur ist jener Zeige- und Sprachhandlung die wesentliche *Wiederholbarkeit* gesichert. Die endlich oftmalige Wiederholung bedeutet nun, daß ein praktischer Mengenbildungsprozeß abläuft: es werden endlich viele Gegenstände in bezug auf ein gemeinsames Merkmal zusammengefaßt, die ihrerseits den so gebildeten Begriff extensional repräsentieren. Unterstellen wir die Gegenstände und die Prädikatoren als gegebene Objekte (eine Unterstellung, die genau die Verbindlichkeit der logischen Normen in Kraft setzt), so ist die elementare Begriffsbildung vermittelt der natürlichen Sprache offenbar als ein Zuordnen gleicher Prädikatoren zu verschiedenen Gegenständen zu sehen. Es gilt

$$a_1 \in P \ \& \ a_2 \in P \ \& \dots \ \& \ a_n \in P \leftrightarrow H(a_i) \quad (1)$$

Dabei ist unterstellt, daß keine Gegenstände  $b_j \notin P$  gezeigt worden sind. Das Zeichen  $\in$  repräsentiert die Klasse der Entscheidungsakte, Gegenstände  $a_i$  zu einer Gesamtheit  $P$  zusammenzufassen und damit anzunehmen, zu akzeptieren, für wahr zu nehmen, daß die durch  $H(a_i)$  ausgedrückte Behauptung für die gezeigten Gegenstände zutrifft. Da nur endlich viele Entscheidungsakte ausgeführt werden können, so sind Fälle möglich, die eine Entscheidung (ohne sie werden überhaupt keine Begriffe gebildet!) über die Zugehörigkeit eines neu aufgefundenen Gegenstands zur schon gebildeten Menge erschweren, ja es fraglich machen, ob die bisher akzeptierte Zuordnung überhaupt sinnvoll vorgenommen worden ist. Mit anderen Worten: Die in der wiederholten „Definition durch Hinweis“ praktisch gebildete Menge ist nicht eindeutig bestimmt. Sie ist nicht im mathematisch strengen Sinne eine „Menge“, wohl aber die Möglichkeit dieser.

---

<sup>12</sup> Ich beziehe mich hier auf: W. Kamlah/P. Lorenzen: Logische Propädeutik. Mannheim 1967.

Diese Eigentümlichkeit der umgangssprachlichen Begriffsbildung ist die Grundlage der von D. Menzel beargwöhnten Unbestimmtheit. Dieser einfache Tatbestand ist nur vom Standpunkt der logischen Methode zu verdächtigen d.h. als ein Mangel zu erklären. Die Logik ist ja eben die Methode der Aufhebung der Bedeutungsbestimmtheit; wie sollte da den Logikern die semantische Unbestimmtheit nicht als Mangel *erscheinen*? Sie wären schlechte Logiker, falls sie die Bedeutungsunbestimmtheit nicht als mangelhaft erklärten. Sie wenden aber zu schlechten Philosophen, wenn sie diesen logischen Standpunkt als den des menschlichen Denkens überhaupt proklamieren. Die semantische Unbestimmtheit ist nämlich zugleich die *conditio sine qua non* für die begriffliche Erarbeitung neuer Sachverhalte mit einem System von endlich vielen Begriffen. D. Menzel sieht offenbar die Unbestimmtheit als das logische Negat der Bestimmtheit an. In meiner Darstellung fungiert die Unbestimmtheit aber als dialektische Negation der Bestimmtheit, d. h. sie besteht überhaupt nur unter Voraussetzung der Bestimmtheit. Ohne die reale Ausführung von Prädikationen gibt es keinerlei Bedeutung, weder bestimmte noch unbestimmte.

Mit (1) liegt der wiederholten „Definition durch Hinweis“ offenbar als allgemeines Gesetz die Beziehung

$$\forall x \exists M [ x \in M \leftrightarrow H(x) ] \quad (2)$$

zugrunde, wobei ein gewisser Laufbereich (ein „Rahmen“) für die Variablen unterstellt ist. Als Gesetz oder „Norm“ ist diese Beziehung nicht außerhalb und unabhängig von der realen Aktion des wiederholten Prädizierens noch mit einer eigenen aparten „Wirklichkeit“ behaftet. Sie ist vielmehr in dieser bestimmten Tätigkeit (also des Prädizierens) die Bestimmtheit (das Gesetz, die Norm) des Tuns, hat ohne sie keine wirkliche (d. h. wirkende) Realität, sondern allein mögliche. Die Arbeit des Mathematikers besteht darin, sie (wie andere Bewegungsmöglichkeiten) sprachlich zu vergegenständlichen und damit beherrschbar zu machen.

Um nun auf den Begriff der Ware einzugehen, so kann festgestellt werden, daß die umgangssprachliche Bedeutung des Prädikators „Ware“ so erlernbar ist, daß man sich auf den Markt begibt (damit einen „Rahmen“ herstellend) und auf diejenigen Gegenstände zeigt, die in einem Tauschakt ihre Besitzer wechseln. Auf diese Weise kann der Prädikator „Ware“ mit beliebiger Näherung richtig in seiner Verwendbarkeit erlernt werden. Er ist hinreichend eingeübt (der umgangssprachliche Begriff der Ware

hinreichend verstanden), wenn derjenige, für den gezeigt und prädiziert worden ist, in der Lage ist, in weiteren Prädikationen „Ware“ selbständig zu verwenden.

## 2. Begriffsbildung durch Abstraktion

Ich verstehe unter „Abstraktion“ eine logische Operation mit folgenden Bedingungen und Eigenschaften: 1. Es muß eine Menge von Gegenständen (Grundmenge, Gegenstandsbereich) vorgegeben sein, ehe sinnvoll abstrahiert werden kann. Das geschieht gewöhnlich durch eine „intensionale Mengendefinition“, also durch Angabe einer charakteristischen Eigenschaft für unterscheidbare Gegenstände. 2. Innerhalb der Grundmenge sind die Gegenstände Träger vieler möglicher Eigenschaften und Beziehungen. Wenn nun bezüglich eines Merkmals in der Grundmenge eine Äquivalenzrelation  $R(x, y)$  mit den Struktureigenschaften  $xRx$  (Reflexivität),  $xRy \rightarrow yRx$  (Symmetrie) und  $(xRy \ \& \ yRz) \rightarrow xRz$  (Transitivität) angenommen werden kann, so läßt sich 3. aus der Grundmenge  $M$  ein Element  $a$  so herausgreifen, daß mit ihm zugleich eine Untermenge  $M_a \subseteq M$  aller Elemente  $b \in M$  gegeben wird, die zueinander in der angenommenen Äquivalenzrelation stehen. Es gilt

$$\forall b \exists M_a [ b \in M_a \leftrightarrow R(a, b) ] \quad (3)$$

Diese Beziehung darf man analog zum Fall (2) das Gesetz der Abstraktion nennen. Es besagt: Kann man zu einem Element aus einer Grundmenge eine Klasse äquivalenter Gegenstände bezüglich eines Merkmals bilden, so besteht in der Grundmenge bezüglich dieses Merkmals eine Äquivalenzrelation; existiert, d. h. kann in der Grundmenge eine Äquivalenzrelation angenommen werden, so lassen sich Äquivalenzklassen (Abstraktionsklassen) bezüglich des fraglichen Merkmals (das stets durch einen zweistelligen Prädikator ausgedrückt wird) bilden. In diesem Sinne heißt *abstrahieren*, daß *Äquivalenzklassen gebildet* werden.

Aus den Struktureigenschaften der Äquivalenzrelation folgt u. a.: Wenn  $R(x, y)$  in  $M$  gilt, so erhält man eine Klassenfamilie  $M_x \subseteq M$ , wobei jedes  $x \in M$  zu genau einer Klasse gehört und zwei Elemente  $x, y \in M$  genau dann zur selben Klasse gehören, wenn sie in der Relation  $R(x, y)$  stehen. Nach vollzogener Abstraktion gibt es somit kein Element  $x \in M$ , das zugleich einer Klasse  $M_x$  und einer Klasse  $M_y$  zugehört, wenn

$R(x, y)$  nicht zutrifft. Falls dies behauptet werden sollte, würde implizite nur erklärt, daß nicht wirklich abstrahiert worden ist. Für alle Elemente der Grundmenge ist somit „exakt“ bestimmt, zu welcher Abstraktionsklasse sie gehören; die Grundmenge wird eindeutig durch ihre Äquivalenzklassen bestimmt.

Mit der Annahme dieses Abstraktionsbegriffs wird die m. E. zutreffende Kritik von K. Schröter berücksichtigt und zugleich deutlich, daß seine Auffassung über eine „Abstraktion aus der Realität“ eine einschneidende Unterstellung über die Natur der Realität selbst macht, nämlich die, die bereits Parmenides gegen Heraklit behauptete, daß die Realität eine Mannigfaltigkeit *bestehender* Gegenstände und sonst nichts sei. Die mit dem Ausdruck „Abstraktion aus der Realität“ für K. Schröter<sup>13</sup> verbundene materialistische Begründung der Zahlen ist damit tatsächlich eine Begründung im Sinne des Materialismus der bürgerlichen Aufklärung. Effektiv wird aber nicht „unmittelbar aus der Realität abstrahiert“, weil die Realität eben *keine Grundmenge* im Sinne der Voraussetzungen des Abstraktionsbegriffs ist und weil es auch nicht zutrifft, daß „unmittelbar in der Realität“ Äquivalenzrelationen vorfindlich seien. Die Realität erfüllt zunächst noch gar nicht die Bedingungen der abstraktiven Begriffsbildung. Was unabdingbar hinzukommen muß, damit abstrahiert werden kann, ist die wiederholte Ausführung von gleichen Aktionen, so daß sich Äquivalenzrelationen als *reale Möglichkeiten* erweisen. Die Realität darf also nicht nur eine Mannigfaltigkeit *bestehender* Gegenstände sein; diese Gegenstände müssen sich auch in bezug aufeinander *bewegen*. Die Annahme der Existenz von Äquivalenzrelationen ist für objektiv-reale Gegenstände stets ein menschlicher Entscheidungsakt, der sich in der Praxis bewähren muß.

Wenn man im Gegensatz zu K. Schröter, der den klassischen Standpunkt in der Grundlegung der Logik und Mathematik vertritt, vielmehr den operativen Standpunkt einnimmt, so läßt sich sagen, daß die Abstraktion in einer Einschränkung von Aussagen über gewisse Gegenstände auf solche Aussagen besteht, deren Gültigkeit sich bei der Ersetzung von Gegenständen durch ihnen äquivalente nicht ändert. Diese eingeschränkten Aussagen können „invariant“ bezüglich der angenommenen Äquivalenzrelation genannt werden.<sup>14</sup> Abstrahieren heißt dann das Beschränken auf

---

<sup>13</sup> K. Schröter: Über Fragen der Logik. In: DZfPh. Heft 1/1954. S. 169

<sup>14</sup> Vgl.: P. Lorenzen: Differential und Integral. Frankfurt/M. 1965. S. 16

bezüglich einer Äquivalenzrelation invariante Aussagen. In diesem Sinne erzeugt die Abstraktion selbstverständlich keine neuen Gegenstände (welche für den klassischen Standpunkt die Abstraktionsklassen sind). Für die weitere Darstellung sei der klassische Standpunkt unterstellt. Vielleicht ist die Bemerkung nötig, daß axiomatischer und konstruktivistischer Standpunkt in der logisch-mathematischen Grundlegung durchaus nicht unmittelbar philosophische Sachverhalte in dem Sinne sind, daß ersterer materialistisch und letzterer idealistisch sei. Die von P. Lorenzen durchgeführte operative Begründung ist in demselben Sinne materialistisch wie die von K. Schröter verteidigte klassische Begründung. Die von L. E. J. Brouwer durchgeführte „intuitionistische“ Begründung ist in demselben Sinne idealistisch wie die von H. Scholz durchgeführte klassische.

Mit dem erklärten Abstraktionsbegriff läßt sich nun der Begriff der Ware eindeutig formulieren. Dies ist von Marx im „Kapital“ ausgeführt worden. Gleich der erste Satz des Werkes besteht unmißverständlich in einer intensionalen Definition der Menge aller Waren. Marx spricht von einer „Warensammlung“, von der einzelnen Ware als einer „Elementarform“. Beide Ausdrücke sind von den mengentheoretischen „Menge“ und „Element“ wesentlich nicht verschieden (bis auf den Umstand natürlich, daß Marx eine spezielle Menge angibt). Mit der Formulierung der „Menge aller Waren“ ist eine bezüglich der ursprünglichen umgangssprachlichen Bedeutung des Wortes „Ware“ qualitative Umbildung erfolgt. Ist das Wort „Ware“ in der Umgangssprache ein exemplarisch einzuübender Prädikator, so wird es nun als Gegenstandsvariable verwendet. Dieser qualitative Umschlag wird durch die Entscheidung konstituiert, mit „allen Waren“ unendlich viele Gegenstände in der Grundmenge anzunehmen. Dies ist eine Entscheidung, welche den Übergang zur *wissenschaftlichen* Sprache charakterisiert, die Implikationen formulieren soll und daher generelle Aussagen enthalten muß. Die Entscheidung für die Anerkennung des aktual Unendlichen insbesondere (man kann auch für unbegrenzt viele Gegenstände, also im Sinne des potentiell Unendlichen die Existenz einer Eigenschaft behaupten) ist ein neuer Ansatz, der nach keiner logischen Norm gewonnen wird. Ihre Berechtigung soll hier nicht weiter diskutiert werden. Es sei nur gesagt, daß sie m. E. praktisch fundiert ist durch die Erfahrung, daß die Begriffsbildung durch Hinweis beliebig oft wiederholt werden konnte und kein hinreichender Grund besteht, künftig eine solche Wiederholbarkeit nicht mehr erwarten

zu dürfen. In der Annahme des aktual Unendlichen wird diese Wiederholbarkeit als eine *bestehende Sache* angesehen.

In der Menge aller Waren erkennt Marx bekanntlich unter der Vorarbeit von A. Smith und D. Ricardo als charakteristische Äquivalenzrelation das Wertverhältnis. Genauer gesagt: die Menge aller Waren enthält die Relation der Gleichwertigkeit. Mithin sind Waren eindeutig durch ihre Werte bestimmt. Unsere Geldstücke und -scheine sind verdinglichte Repräsentanten von gewissen Äquivalenzklassen. Wenn wir für den Bereich der Waren annehmen, daß  $w_i$  Repräsentant einer Äquivalenzklasse ist, so ist eine Ware  $w_j$  dann und nur dann in dieser Klasse enthalten, wenn  $w_i$  gleichwertig mit  $w_j$  ist. Es gilt also

$$w_j \in K_{w_i} \leftrightarrow W(w_i, w_j) \quad (4)$$

wobei  $K_{w_i}$  die durch  $w_i$  repräsentierte Klasse ist und  $W$  die Relation der Gleichwertigkeit darstellt. Wie zu sehen ist, stellt das berühmte „Wertgesetz“ einen Spezialfall des Abstraktionsgesetzes dar. Es sei an dieser Stelle betont, daß es die sowjetische Mathematikerin S. A. Janowskaja war, die m. E. zuerst darauf hingewiesen hatte, daß die Marxsche Definition der Waren über die Wertgleichheit eine klassische „Definition durch Abstraktion“ ist.<sup>15</sup> Leider haben die Philosophen diesen Hinweis nicht aufgenommen, so daß wir noch immer darüber streiten, was „Abstraktion“ ist.

Was bedeutet nun die Relation der Gleichwertigkeit sozial? In der „einfachen Warenproduktion“ erstreckt sich diese Relation allein und nur über den Bereich der *Arbeitsprodukte* (dies wäre eine *logisch* präzise Definition der „einfachen Warenproduktion“). Bekanntlich hat Marx den Kapitalismus als „erweitertes Wertverhältnis“ bestimmt. Diese Erweiterung ist so zu verstehen, daß sich die Relation der Gleichwertigkeit nun vor allen Dingen über den Bereich der *Arbeitsbedingungen* erstreckt (dies wäre eine *logisch* präzise Definition des „Kapitalismus“). Arbeitsbedingungen sind Arbeitskräfte, -mittel und -gegenstände. Daß die Arbeitskraft, diese „subjektivste“ Fähigkeit der Menschen als ein Objekt, d. h. als Träger einer Äquivalenzrelation erscheinen kann, hat zur Ursache, daß vermittels der *Vergesellschaftung* der unmittelbaren Produktion ein

---

<sup>15</sup> S. A. Janowskaja: Über die sogenannte Definition durch Abstraktion In: Philosophie der Mathematik. Moskau 1936 (russ.)

Abstraktionsprozeß bezüglich der Arbeitszeit praktisch realisierbar wird. Unter den Bedingungen der Privatarbeit kann die Relation der Gleichwertigkeit nicht im Bereich der Arbeitsbedingungen bestehen. Diese Relation ist auch die effektive Grundlage für das Geschwätz bürgerlicher Ideologen von der „freien Welt“. *Frei* sind die Individuen hier, insofern sie vermittels der Äquivalenzrelation durcheinander *ersetzbar* sind. Oder ihre Ersetzbarkeit bestätigt die Existenz der Äquivalenzrelation. Auch der Sozialismus ist durch die Relation der Gleichwertigkeit charakterisiert mit dem fundamentalen Unterschied, daß sich diese Relation nun allein und ausschließlich über den Bereich der *Arbeitskräfte* erstreckt. Während sich also die Individuen in der einfachen Warenproduktion und im Kapitalismus voneinander in bezug auf ihren Besitz an Arbeitsprodukten bzw. Arbeitsbedingungen unterscheiden, besteht im Sozialismus die höchstmögliche soziale Gleichheit, „weil jeder nur Arbeiter ist wie der andre“.<sup>16</sup> Hier unterscheiden sich die Individuen nicht mehr durch ihren *Besitz*, denn Arbeitskraft besitzen sie alle ausnahmslos; vielmehr unterscheiden sie sich in dem, was sie aus ihrer Arbeitskraft machen, welche *Leistung* sie also im Interesse der Gesellschaft vollbringen.

Die „Definition durch Abstraktion“ des Begriffs der Ware führt zu der Aussage: *Waren sind Wertträger*. Sie ist möglich, nicht weil die Waren „an sich“ Wertträger sind, sondern weil die menschliche Arbeit in ihrem historischen Gestaltungsprozeß zu jener Stufe der Vergesellschaftung geführt hat, auf der der Tauschakt – und das ist die Realität der Abstraktion – integrierender Bestandteil der menschlichen Produktion und Reproduktion geworden ist.

### 3. Begriffsbildung durch Konkretion

Der Schritt zur Konkretion wird nun – ähnlich wie im Fall des Übergangs zur Abstraktion – wiederum durch einen qualitativen Umschlag eingeleitet. Wir konfrontieren den Begriff der Ware, wie er durch Abstraktion bestimmt worden ist, mit der Wirklichkeit jener Bewegung, die den Prozeß der Bildung der Wareneigenschaft ausmacht. Mit Marx' Worten könnte man sagen: Wir konfrontieren den *Begriff* einer Sache mit ihrer *Existenz*. Wir fragen also, ob die Aussage, daß Waren Wertträger seien, tatsächlich die sich im realen Tauschakt verwirklichenden Waren allgemein

---

<sup>16</sup> K. Marx: Kritik des Gothaer Programms In: K. Marx/F. Engels: Werke Bd. 19. Berlin 1962. S. 21

charakterisiert Das ist wohlgermerkt im Gegensatz zum Ausgangspunkt der Abstraktion, der durch das Bedürfnis bestimmt war, einen eindeutigen *Begriff* zu haben, eine qualitativ neue Fragestellung. Wir haben jetzt den eindeutigen Begriff und wollen wissen, ob er die *Wirklichkeit* adäquat widerspiegelt! Hierbei muß man bedenken, daß der Ausdruck „Wirklichkeit“ nun in gar keiner Weise mehr im Sinne der parmenideischen Konzeption zu verstehen ist, also nicht im Sinne der reinen Existenz. Das bedeutet, daß der beim Übergang zur Konkretion eingenommene Standpunkt der der Philosophie ist. „Wirklichkeit“ meint in diesem Sinne stets die Existenz der Gegenstände in Einheit mit ihrem Wirken gegeneinander (d.h. „Werden“ und nicht „Sein“). Es ist die Aufgabe der theoretischen Philosophie, diesen Begriff zu bilden und mit anderen in Aussagen zu verknüpfen, die insgesamt dann eine philosophische Theorie darstellen.

In diesem Zusammenhang eine Bemerkung zur Frage von D. Menzel: „Denn was nützt die Feststellung des untrennbaren Zusammenhangs von Ding und Eigenschaft, wenn man nicht genau erfährt, welches Ding bzw. welcher Dingbereich mit welcher Eigenschaft in untrennbarem Zusammenhang steht?“ (S. 1240) Zunächst kann man die Gegenfrage stellen: Was etwa nützt die Feststellung der klassischen Logik, daß alle sinnvollen Aussagen entweder wahr oder falsch sind, wenn man nicht genau erfährt, welche Aussage wahr und welche Aussage falsch ist? Natürlich weiß der der Logik Kundige, daß eine solche Frage absurd ist, eben weil die Logik keine empirische Theorie ist und jene Aussage überdies konstituierenden Charakter hat. Ohne sie kann keine eindeutige Definition der logischen Funktoren gegeben werden. Aber D. Menzel stellt die gleiche Frage in bezug auf die Dialektik, d. h. er unterstellt den empirischen Gesichtspunkt. Mir kreidet er eine Seite zuvor eine „unzulässige Empirisierung“ der Philosophie an. Ihm kommt offensichtlich nicht der Gedanke, daß der erste Nutzen solcher Aussagen darin besteht, eine Theorie der Dialektik bzw. Logik zu erzeugen. Der Nutzen besteht weiter darin, daß man einen sinnvollen Begriff „Wirklichkeit“ zur Verfügung hat, um die Konfrontation von Begriff und Existenz auszuführen.

In dieser Konfrontation zeigt sich nun folgender Umstand: Der Arbeiter geht als Besitzer einer endlichen Summe von Arbeitskraftportionen auf den Arbeitsmarkt. Er realisiert die Gleichwertigkeit durch den wirklichen Tauschakt mit dem Kapitalisten, der ihm eine endliche Summe von Arbeitskraft pro Zeit durch eine gewisse Lohnsumme in Form von Geld, d.h. in Gestalt von Repräsentanten der Äquivalenzklassen bezüglich der

Gleichwertigkeit ersetzt. Damit ist seine Arbeitskraft Eigentum des Kapitalisten geworden, während er selbst Eigentümer von verdinglichten Repräsentanten der Wertbeziehung wurde. In dieser gegenseitigen Ersetzung steckt kein grundsätzlicher Betrug, sondern das ausgesprochene Prinzip aller „Gerechtigkeit“ eben die Äquivalenzrelation. Es ist aber nun die Lage entstanden, daß der Arbeiter als neu installierter Eigentümer von verdinglichten Repräsentanten von Abstraktionsklassen bezüglich der Gleichwertigkeit tatsächlich über *keinerlei* Arbeitsbedingungen mehr verfügt, der Kapitalist aber über *alle* (objektiven wie subjektiven). Mit anderen Worten: Die Gleichwertigkeit im Bereich der Arbeitsbedingungen führt im realen Tauschakt dazu, daß sie mit ihrer Realisierung zugleich zu bestehen aufhört. Denn die Gleichwertigkeit konnte ja nur realisiert werden, weil sich alle Individuen als *Besitzer* von Arbeitsbedingungen gegenübertraten. Nachdem sie das getan haben, erscheint plötzlich der Klassenunterschied: die ursprünglich nur die objektiven Arbeitsbedingungen besaßen, besitzen nun sie und die subjektiven dazu; die ursprünglich nur die subjektiven besaßen, besitzen nun überhaupt keine Arbeitsbedingungen mehr (als Repräsentant von Äquivalenzklassen ist das Geld keine Arbeitsbedingung; als Arbeitsbedingung ist es nicht Repräsentant von Äquivalenzklassen, sondern Gold oder Papier) Statt sozialer Gleichheit zeigt sich das genaue Gegenteil, statt Freiheit vielmehr Sklaverei.

Man muß sich den Tauschakt zwischen Lohnarbeit und Kapital deutlich vor Augen halten, um das Problem, das zur Notwendigkeit der Konkretion führt, zu durchschauen. Die Arbeiter geben ständig ihren Besitz her, der eine Natureigenschaft ist. Sie erhalten im Geld verdinglicht das Versprechen, zufällig einmal in den Besitz objektiver Arbeitsbedingungen zu gelangen, ein Versprechen, das die bürgerliche Gesellschaft nie und in gar keinem Falle für *alle* Arbeiter *zugleich* erfüllen kann. Der Tauschakt überträgt niemals unmittelbar objektive Arbeitsbedingungen in der Ersetzung der subjektiven an die Arbeiter. Im Gegenteil, diese Übertragung ist unter kapitalistischen Bedingungen genauso verboten wie in der Mathematik die Division durch Null. Sonst würde nämlich gar keine Produktion, zustande kommen. Der Arbeiter wird also durch den Tausch genau nicht als Besitzer bestätigt, sondern zum absolut *Besitzlosen* gemacht. In der Produktion figuriert er als Träger einer Arbeitskraft, die nicht mehr sein Eigentum ist, an objektiven Arbeitsbedingungen, die nie sein Eigentum geworden sind.

Mit dieser Analyse des Kapitalverhältnisses stößt uns Marx auf ein *logisch völlig unerklärbares* Phänomen. Wie läßt sich logisch von der Äquivalenz bezüglich der Arbeitsbedingungen auf die Nichtäquivalenz bezüglich eben derselben Bedingungen schließen? Dieser Vorgang tritt doch real tatsächlich ein. Die Voraussetzung dafür, daß die Arbeiter im Tausch *enteignet* (= entfremdet!) werden, besteht darin, daß sie in den Tausch als *Eigentümer* gehen. Die Bedingung für die realisierte *Besitzlosigkeit* ist der *Besitz*! Dies ist genau jener Sachverhalt, den Marx meint, wenn er von dem Paradoxon der Wirklichkeit spricht, daß sich auch in Sprachparadoxen ausdrücken muß: *der Tausch ist kein Tausch!* Wenn die These von der voraussetzungslosen Gültigkeit der logischen Normen richtig ist, dann muß man entweder eine logische Implikation angeben, die von der Gleichheit aller Individuen bezüglich der Arbeitsbedingungen zur Ungleichheit führt, oder man muß auf das Aussprechen dieses realen Vorgangs verzichten oder falsche Aussagen formulieren (wie „der Arbeiter verkauft seine Arbeit“, „der Arbeiter ist ‚Arbeitnehmer‘, der Kapitalist ‚Arbeitgeber‘“ etc.).

Die Arbeit, die man also zu leisten hat, ist von der gleichen Art, die die Mathematiker seit zweieinhalb Jahrtausenden beschäftigt und vor kurzem in den Darstellungen von P.J. Cohen<sup>17</sup> einen neuen Höhepunkt erfahren hat. Es handelt sich um das Problem, die logische Kluft zwischen der diskreten Menge der natürlichen Zahlen und dem Kontinuum *logisch* zu schließen. P.J. Cohen hat gezeigt (unter Voraussetzung der Widerspruchsfreiheit der gewöhnlichen Mengenlehre, d.h. des Systems von Zermelo und Fraenkel), daß die verallgemeinerte Kontinuumshypothese wie das Auswahlaxiom widerspruchsfrei mit den übrigen mengentheoretischen Axiomen verknüpfbar sind; aber ebenso sehr trifft dies für ihre logischen Negate zu, sie sind auch widerspruchsfrei mit den gewöhnlichen mengentheoretischen Axiomen verknüpfbar. Damit aber ist die logische Kluft zwischen dem Diskreten und dem Kontinuierlichen so offen wie am Tage der Entdeckung durch die Pythagoreer. Von der Mathematik her kann nicht begründet werden, daß diese Kluft notwendig und unvermeidlich ist. Es kann immer die Annahme gemacht werden, daß unsere bisherigen Beweismittel noch nicht hinreichend geschärft sind, um jene Kluft doch zu überbrücken.

---

<sup>17</sup> P. J. Cohen: The independence of the continuum hypothesis. In: Proc. of the National Academie of Sciences, Nr. 50/1963 und 51/1964

Es ist m. E. nun genau der positive Beginn des philosophischen Denkens, wenn mit der Hypothese begonnen wird, daß jene logische Kluft *unvermeidlich* ist, um dann zu sehen, welche weiteren Aussagen damit gewonnen werden können. Jene Begriffe, die eine solche logische Kluft ausdrücken, sind die dialektischen Kategorien. Sie in einen systematischen Zusammenhang zu bringen, ist die Aufgabe der Theorie der Dialektik.

In dem Umstand nun, daß der Tausch zwischen Lohnarbeit und Kapital zur Aufhebung der Gleichwertigkeit im Bereich der Arbeitsbedingungen führt, zeigt sich, daß die Begriffsbildung durch Abstraktion eben nicht die *Wirklichkeit* der Waren ausdrückt, sondern vielmehr allein ihre *Möglichkeit*, sofern diese in *Trennung* von der Wirklichkeit bestimmt wird. Indem getauscht worden ist, befinden sich alle Arbeitsbedingungen im Besitz der Kapitalisten. Sie sind nun nicht mehr tauschbar; sie werden dagegen im Produktionsakt umgebildet, eine Wertveränderung tritt ein. Daß überdies der Tausch tatsächlich realisiert werden kann, hat neben dem Wert – wie bekannt – den Gebrauchswert der Waren zur Bedingung. Sie werden wirklich nicht allein als Wertträger getauscht, sondern erweisen sich als solche nur dann, wenn sie zugleich Gebrauchswerte darstellen. Im Gegensatz zum Wert, der auf der Grundlage der Gleichwertigkeitsrelation das „abstrakt Allgemeine“ der Waren ist, stellt nun der Gebrauch gerade die Verschiedenheit der Waren voneinander allgemein dar, ist ihr „abstrakt Einzelnes“. Sofern die Waren unmittelbar getauscht werden, können sie nicht gebraucht werden; sofern sie gebraucht werden, sind sie nicht tauschbar. Aber sie werden nur getauscht, weil sie gebraucht werden. Wert und Gebrauch bedingen einander, sind genau das, was man unter dialektischen Gegensätzen versteht.

Wenn es nun richtig ist, wie D. Menzel meint, daß jeder sprachliche Ausdruck von Sachverhalten sich den logischen Normen zu fügen hat, so muß ein logisch bestimmter Zusammenhang von Wert und Gebrauch ausgesprochen werden. Das bedeutet in unserem Fall, daß das oben angegebene Wertgesetz logisch mit der Tauschbarkeit bezüglich des Gebrauchs verknüpfbar sein muß. Es steht D. Menzel frei, einen Versuch in dieser Hinsicht zu unternehmen, um den Gültigkeitsnachweis seiner Thesen zu erbringen. Meines Erachtens jedenfalls ist eine logische Verknüpfung ebensowenig möglich für Wert und Gebrauch wie für Diskretes und Kontinuierliches. Man kann die Tauschbarkeit bezüglich des Gebrauchs – unabhängig von der bezüglich des Werts – sicher logisch durch die Bedingung formulieren

$$w_k \notin M_{w_1} \leftrightarrow G(w_1, w_k) \quad (5)$$

Dabei bedeutet  $M$  die durch die Ware  $w_1$  repräsentierte Gebrauchswertmenge und  $G$  die Relation der Gebrauchstauschbarkeit. Umgangssprachlich ausgedrückt: Schrippen werden wohl gegen Butter, Schuhe, Schriften über die Verbindlichkeit der logischen Normen etc. getauscht, nicht aber gegen Schrippen. Man kann nun die Beziehungen (4) und (5) nicht unmittelbar logisch miteinander verknüpfen. Weil der in (4) verwendete Repräsentant der Äquivalenzklasse  $w_i$  genau wegen seiner Repräsentanteneigenschaft keine Gebrauchswertmenge darstellen kann. Geldstücke und -scheine lassen sich nicht wie warme Würstchen konsumieren. Die logische Verknüpfung von Wert und Gebrauchswert etwa in der Form  $W(w_i, w_j) \leftrightarrow G(w_i, w_j)$  ist nicht bildbar. Die von Marx ausgesprochene gegenseitige Bedingtheit von Wert und Gebrauch ist kein logisches Phänomen. Wie aber soll man nichtlogische Phänomene adäquat in einer logisch normierten Sprache ausdrücken?

Der logisch normierte Ausdruck nichtlogischer Phänomene unterstellt eine gedankliche Umbildung dieser in Beziehungen logisch identischer Objekte zueinander. Dies ist der Weg, der in den empirischen Wissenschaften beschritten wird, insofern sie zur *Mathematisierung* ihrer Theorien schreiten. Es ist insbesondere der Weg der Physik. Analog zu ihr müßte man Wert und Gebrauch über voneinander unabhängig gebildete Meßvorschriften zu „Größenarten“ umbilden, um sie dann doch aufeinander abbilden zu können, also in einem Experiment ihren gegenseitigen Zusammenhang funktional auszudrücken. Damit aber würde keineswegs der Standpunkt der absoluten Gültigkeit der logischen Normen gerettet, sondern die Diskussion auf die Ebene der empirischen Wissenschaften verschoben, die sich ihrerseits nach ihrer allgemeinen Natur ganz und gar nicht auf Logik und Mathematik reduzieren.

Der Versuch, die im wirklichen Tauschakt feststellbare gegenseitige Bedingtheit von Wert und Gebrauch adäquat und logisch normiert auszusprechen, schlägt fehl. Unter dem Kommando der logischen Normen bleiben wir bei der reinen Verschiedenheit beider gegeneinander stehen. Die Logik läßt nicht zu, daß wir das, was beide verbindet, auch ausdrücken können. Wir stehen damit vor der Alternative, entweder zugunsten der Logik auf den sprachlichen Ausdruck der Sache zu verzichten oder zugunsten dieses auf die absolute Verbindlichkeit der logischen Normen zu verzichten. (Das bedeutet in gar

keiner Weise, die Logik etwa logisch negieren zu müssen, eine Absurdität!) Wenn wir dabei von der philosophisch gewinnbaren Überlegung ausgehen, daß die Logik Theorie des Zusammenhangs des Möglichen mit sich selbst ist (daher ihr „tautologischer“ Charakter), die Dialektik aber Theorie des Zusammenhangs des Möglichen mit dem Wirklichen, so sollte die Entscheidung nicht schwer fallen: Wenn von der „Logik der Sache“ gesprochen wird, so ist die „Sache“ selbst als bestehend unterstellt, d. h. als eine Möglichkeit in der Wirklichkeit. Wenn von der „Dialektik der Sache“ gesprochen wird, so ist die „Sache“ selbst als sich bewegend, als sich selbsterzeugend unterstellt, d. h. als wirklicher Prozeß, dessen Wirklichkeit darin besteht, mit dem Einschluß bestimmter Möglichkeiten zugleich andere Möglichkeiten auszuschließen.

Die Sprache, welche die „Dialektik der Sache“ ausdrückt, kann daher nicht eine logisch normierte Sprache sein, eben weil sie nicht die „Logik der Sache“ auszudrücken hat. Die Logik der Ware ist der Wert; die Dialektik der Ware aber ist die gegenseitige Bedingtheit von Wert und Gebrauch. Der „konkrete“ Begriff der Ware lautet: „Waren ... sind ... nur Waren, weil *Doppeltes*, Gebrauchsgegenstände und zugleich Wertträger. Sie erscheinen daher nur als Waren oder besitzen nur die Form von Waren, sofern sie *Doppelform* besitzen. Naturalform und Wertform.“<sup>18</sup> Das ist die Begriffsbestimmung der Ware durch Konkretion. In ihr sind die Ausdrücke „Gebrauchsgegenstand“ und „Wertträger“ nicht gegeneinander kontextinvariant. Die Bedeutung des Ausdrucks „Gebrauchsgegenstand“ bezüglich des Ausdrucks „Ware“ ist bedingt durch die Bedeutung des Ausdrucks „Wertträger“. Das Wort „und“ fungiert daher auch nicht im Sinne des logischen Konjunktors. Die Konkretion hat somit die Abstraktion zur Voraussetzung, wobei sie von der philosophischen Erkenntnis ausgeht, daß die Abstraktion das abstrakt Allgemeine herausbildet und daß dies nicht „bis auf Isomorphie“ die *Wirklichkeit* abbildet, sondern vielmehr eine *Möglichkeit* der Wirklichkeit in vergegenständlichter Gestalt darstellt. Die Funktion der Konkretion besteht dann darin, das „abstrakt Allgemeine“ in konkreter Einheit mit seinem wesentlichen Gegensatz sprachlich auszudrücken.

Wenn man etwa die Forderung stellte, einen „eindeutigen“ Begriff der Konkretion zu geben, so hat man bereits unterstellt, daß die logischen Normen unabhängig „vom Grad der faktischen Verwirklichung“ absolute Verbindlichkeiten darstellen. Eben aber

unter Voraussetzung der Verneinung dieser Unterstellung erhält der Ausdruck „Konkretion“ erst seinen Sinn. Um daher zu verstehen, was „Konkretion“ bedeutet, muß man auf die Bedingungen der logischen Normen rekurren. Falls bestritten wird, daß eine solche Reflexion der Voraussetzungen der Logik überhaupt sinnvoll ist, wird jeder Versuch des Verstehens der Natur der Konkretion fehlschlagen. Es kann sich dann zunächst nur darum handeln, in exemplarischen Fällen die Grenzen der logischen Methode zu demonstrieren. Ein solcher exemplarischer Fall ist der Marxsche Begriff der Ware. Wenn es D. Menzel gelingen sollte, auf diese oder jene Weise plausibel zu machen wie das, was Marx „Doppeltes“ bzw. „Doppelform“ nennt, eindeutig auszudrücken sei, so wird sein Resümee bezüglich meiner Darstellung von mir zu akzeptieren sein. Solange dies nicht der Fall ist, glaube ich die Meinung vertreten zu können, daß „Doppeltes“, d. h. die Einheit von dialektischen Gegensätzen, nicht sprachlich eindeutig ausgedrückt werden kann.

Zieht man aus dieser Meinung den Schluß: also müsse die Sprache der Philosophie „vieldeutig“ sein, so hat man wieder gemäß der logischen Normen gedacht, nämlich die logische Negation vorgenommen. Aber genau diese Unterstellung wird doch im Begriff der Konkretion nicht angenommen. Will man ein äußerliches Kennzeichnen der philosophischen Sprache vornehmen, könnte man von der „Dualität“ ihrer sprachlichen Ausdrücke reden. So wird die wirkliche Ware durch die Dualität von Wert und Gebrauch allgemein dargestellt. Von einer „Verschwommenheit“ o. ä. kann keine Rede sein. Die Konkretion gibt stets bestimmte Gegensätze als konstituierend für die Wirklichkeit einer Sache an, wobei sie sich auf die voraufgegangene Abstraktion stützt. Aber eben weil sie die Einheit der Gegensätze, deren Trennung mittels der Abstraktion vorgenommen wird, auszudrücken hat, kann sie sich nicht mehr in der eindeutigen Sprache des abstrakten Denkens mitteilen. In diesem Sinne wird zur Umgangssprache zurückgekehrt; denn allein sie gestattet, den Zweck der Konkretion zu realisieren. Aber dies ist keine einfache Rückkehr zur Umgangssprache in dem Sinne, in dem sie zunächst durch die exemplarische Einführung von Prädikaten geschaffen wird. Vielmehr sind die in der Begriffsbildung durch Abstraktion erworbenen Resultate der Denkarbeit in jener Rückkehr zur Umgangssprache im dialektischen Sinne des Wortes „aufgehoben“.

---

<sup>18</sup> K. Marx: Das Kapital. Erster Band. Berlin 1953. S. 52.

Es ist mir in diesem Zusammenhang durchaus unverständlich, wieso A. Kosing und D. Wittich aus meiner Darstellung entnehmen, daß ich der marxistischen Philosophie nahelege, „auf die Ausbildung einer Fachsprache zu verzichten“<sup>19</sup>. Eine derartige Deutung ist nur möglich, wenn man „Fachsprache“ und „eindeutige Sprache“ als synonyme Ausdrücke unterstellt. Vor einer solchen Unterstellung habe ich in gar keiner Weise Gebrauch gemacht. Sie ist allerdings in dem Augenblick unvermeidlich, da man die logischen Normen zum Lehnsherrn denkender Hintersassen hypostasiert (ob innerhalb oder außerhalb der Philosophie, ist dafür recht unerheblich). Selbstverständlich lege ich der marxistischen Philosophie nicht nahe, „auf die Ausbildung einer Fachsprache zu verzichten“, sondern behaupte nur, daß diese Fachsprache nicht den Normen der Logik unterworfen ist, wenngleich sie diese als Bedingungen ihrer eigenen Realisierbarkeit voraussetzt, d. h. als Gesetze des Sprechens über Mögliches, das ausgeführt sein muß, ehe Wirkliches nach seiner allgemeinen Natur angebbar ist.

Was es dem logisch orientierten Theoretiker schwer macht, konkrete Bestimmungen zu verstehen, ist der Umstand, daß die in der Konkretion verwendeten sprachlichen Ausdrücke zwar von gleicher Lautgestalt sind, jedoch nicht mehr logisch identische Objekte (d. h. Dinge und Relationen im Sinne des abstrakten Denkens) meinen. Wenn z. B. die Aussage, der Tausch ist kein Tausch, formuliert wird, so meint der logisch normiert Denkende mit dem Ausdruck „Tausch“ eine bestimmte Relation, d. i. ein abstraktes Objekt; im dialektischen Sinne aber bedeutet der Ausdruck „Tausch“ einen wirklichen, geschichtlichen Vorgang, dessen Verwirklichung in seiner Aufhebung besteht. Logisch verstanden bedeutet „Ware“ eine Variable für Gegenstände; dialektisch verstanden bedeutet „Ware“ den Prozeß der Verwirklichung der Wareneigenschaft, also ein gewisses Verhalten gewisser Gegenstände, das von einem bestimmten Beginn zu einem bestimmten Ende führt. Aus dem Umstand der Verschiedenheit des mit Worten gleicher Lautgestalt prinzipiell Gemeinten (Dinge und Verhalten einerseits, sich verhaltende Dinge oder dingliches Verhalten andererseits) und aus der Tatsache, daß dieser Umstand nicht bewußt reflektiert wird, erklären sich m. E. weitgehend jene Angriffe gegen die Dialektik, die ihr einen grundsätzlichen Verstoß gegen den logischen

---

<sup>19</sup> A. Kosing/D. Wittich: Über den Gegenstand der marxistischen Erkenntnistheorie. In: DZfPh, Heft 12/1967. S. 1420.

Widerspruchssatz vorwerfen, sofern sie rein wissenschaftstheoretische Gründe haben. (Von den ideologisch-politischen Gründen der Angriffe auf die Dialektik braucht hier nicht gesprochen zu werden; sie sind ohnehin durchsichtig genug.) Jene Angriffe erlangen die Hartnäckigkeit eines metaphysischen Vorurteils dadurch, daß man meint, die wirklichen Dinge seien „an sich“ eindeutig, nur ihre Erscheinung trüge. Die metaphysische Depravation der Logik drückt sich darin aus, daß etwa von allen möglichen „Welten“ gesprochen wird, für welche die Aussagen der Logik gültig seien.

Wenn man diesen Ansatz von Leibniz in eine solche Behauptung umkehrt, daß die logischen Aussagen die allgemeinen Möglichkeiten der einen wirklichen Welt angeben, so schneidet man tatsächlich die Metaphysik ab, ohne die Logik selbst über Bord zu werfen. Dies und nichts anderes war der Zweck der von D. Menzel kritisierten Darstellung.